

Kunst, die in den achtziger und neunziger Jahren aufkam, erst als Frevel am heutigen Geist der Kunst stark bekämpft wurde und sich dann doch kräftig durchsetzte, hat eine wunderliche Entwicklung durchgemacht. Von der krassen, wahrheitsernstesten Schilderung der sozialen Zustände im Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft ist er stetig auf einem immer ausgeprägteren Symbolismus und Mystizismus herabgesunken, der die mannigfaltigsten Formen angenommen hat. Deutlich zeigt sich das bei Hauptmann, der seine Kette sozialer Dramen durchflocht mit den Blüten symbolischer Dichtungen und dabei immer mehr verflachte. Von seinen Webern bis zur tanzenden Pippa ist ein einziger konsequenter Abstieg. Dehmel verlor sich nach einigen prächtigen sozialen Liedern mehr und mehr in ein abstrus-sinnliches Jesus-Beatus-Geklingel, um schließlich über die Geschmacklosigkeit seines Michel Michael zu bismarckischer Heldenverehrung zu gelangen. Fidus schenkte uns erst seine reinen kraftvollen Sonnenkinder. Jetzt zeichnet er ölige Sonnen, die indischen Mystizismus nur so ausschmücken. Bölsche schilderte in dichterischer Verklärung die Natur. Der erste Teil seines Liebeslebens ist die Frucht der Vermählung von Kunst und Wissenschaft. Aber er träumte sich stets tiefer hinein in einen verschwommenen Pantheismus, der tief unter dem lebensfreudigen Heidentum Goethes steht. Und so könnten wir die ganze Reihe der Chorführer des jüngsten Deutschland durchgehen, um überall verwandte Erscheinungen zu finden.

Nach einem wollen wir erwähnen, der in naher Beziehung zur naturalistischen Schule steht: John Henry Mackay. Er hat der Arbeiterklasse die kraftvollsten Lieder von ungestümem, revolutionärem Feuer gegeben. Aber auch er hat abgeschworen und aus seiner Gesamtausgabe die kühnsten dieser Gefänge verboten. Konrad Haenisch hat ihm darob den geistigen Tod bekrundet. Und wo steht Konradin der Stauer jetzt?

Wunderlicher Wechsel der Zeiten!

Worauf ist nun diese eigenartige Wandlung zurückzuführen, die doch offenbar eine allgemeine Erscheinung ist? Es spricht sich darin die ganze unbefriedigende Ziellosigkeit im Dasein unserer Intellektuellen aus. Der Künstler muß Bannerträger für eine große Idee sein, sonst wird er in Künstelei und allerhand philosophische Marotten verfallen. Im Anschluß an die kämpfende Arbeiterklasse hätten sie fast diese große Idee gepackt. Und das Beste, was sie schufen, ist in der Zeit ihrer engsten Verbindung mit der Arbeiterschaft entstanden. Aber sie waren nicht für den zähen Kleinkampf geschaffen, der die historische Notwendigkeit seit den neunziger Jahren bis an den Weltkrieg heran gewesen ist. Statt in der Klasse gingen sie in der Clique auf. Außerdem hatte die Moderne das Pech, modern zu werden. Das verpflichtete sie zur Unterhaltungsliteratur oder zu exzentrischen Fagen. Mit dem klingenden Erfolg mußte sich der Ekel einstellen, denn man schreibt nicht ungestraft für Bourgeoisweibchen, Modejünglinge und ästhetische Klubs. Einmal muß die Erkenntnis von der Sinn- und Zwecklosigkeit des ganzen literarischen Treibens kommen, und dann hält am Ende die Kirche ihre Pforten offen für alle, denen das irdische Dasein nichts mehr zu bieten hat. Durch die imperialistische Epoche, die auch im Bürgertum wieder etwas wie einen Idealismus geweckt und dadurch gerade die Schicht der Intellektuellen herangezogen hat, konnte dem Prozeß für einige Zeit Einhalt geboten werden. Aber daß gerade in dieser Kriegszeit sich bei einem von ihnen, Hermann Bahr, die letzte Wandlung vollzog, deutet darauf hin, daß die Frist nur kurz sein kann. Gerade wenn die Arbeiterbewegung neue, stärkere Formen annehmen wird, werden sie erst recht in den Schutz der heiligen Kirche flüchten.

Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen.

Wir, Bürgermeister und Senat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlicht an alle Klassen
Der treuen Bürgerschaft erlassen:

Ausländer, Fremde sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Vergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinde.

Auch Gottesleugner sind es meist;
Wer sich von seinem Gotte reißt,
Wird endlich auch abtrünnig werden
Von seinen irdischen Behörden.

Der Obrigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud und Christ.
Es schließe jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.

Wo ihrer drei beisammen stehn,
Da soll man auseinandergehn.
Des Nachts soll niemand auf den Gassen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.

Es ließe seine Waffen aus
Ein jeder in dem Sildehaus;
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am selben Orte.

Wer auf der Straße räsonniert,
Wird unverzüglich fülliert;
Das Räsonnieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart bestraft werden.

Vertrauet eurem Magistrat,
Der fromm und liebend schützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten.

Heinrich Heine.

Selbständigkeit.

Wer heut' frech genug ist, selbständig zu sein,
Für den gibt's weder Stellung noch Brot;
Mag er verhungern, der Lump!
Xanthippus.

Ich kann nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht
Mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen!
Mich treibt der Geist! Ich muß ihm Zeugnis legen,
Kann nicht verschließen, was so mächtig quillt.

Je härter anwächst die gemeine Not,
Daß in Verzweiflung, wie wenn Pest uns schreckt,
Ein jeder still ins eigne Haus sich birgt,
Lautlos am andern vorübergehend —
Nur umso mehr treibt mich des Geistes Gewalt,
Entgegen der Verheerung mich zu werfen,
Je mehr sie droht, je mehr sie zu befehlen!

Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit,
Nur über ihren Leibern schließt er sich,
Nur ihre Leiber sind der seltnen Samen,
Aus dem der Völkerfreiheit üppige Pflanze
Grünend hervorschießt, eine Welt befruchtend.

Aus dem Drama „Franz von Sickingen“ von Ferd. Lassalle.

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Danna,
Bremen, Bremerhavenerstraße 33. : Verantwortlich: C. Stucke;
Verleger: Karl Lütj; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 7

Redaktion u. Expedition:
Aumunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 5. August 1916

Erscheint wöchentlich einmal.
Preis pro Nummer 15 Pfg.

Inhalt:

An der Schwelle des dritten Kriegsjahres	Seite 49
Einheit oder Spaltung der Partei? (Fort.)	50
Im Fangnetz der Widersprüche (Schluß)	53
Die Väter des 4. August	54
Aus unserm politischen Tagebuch	54
Feuilleton:	
Columbus und seine Zeit. Von Fr. Wilhelm	55
Ich singe den Leib, den elektrischen. Von W. Whitman	56

An der Schwelle des dritten Kriegsjahres.

Zwei Jahre schon donnern die Kanonen. Und niemand weiß den Tag des Friedens. Die Leiter der Tripelentente rechnen noch immer darauf, daß den Zentralmächten wirtschaftlich und militärisch der Atem ausgeht; die führenden Kreise der Zentralmächte hoffen, daß, wenn die neue allgemeine Offensive zu keinem Resultat führt, die Gegner eingesehen werden, daß sie den Sieg nicht mehr erringen können. Aber es liegt im Wesen jedes Krieges, daß ohne Entscheidung keine der kriegführenden Parteien abbrechen kann und will.

Es hat keinen Sinn, in Klagen über den Krieg und seine Wirkungen auszubrechen. Es gilt, den Tatsachen kühl ins Auge zu schauen. Die materielle und geistige Macht des Bestehenden, die gestärkt wurde durch die Haltung der offiziellen sozialistischen Parteien in Deutschland, Frankreich und Oesterreich, hält die Volksmassen noch fest in ihren Banden. Zwar haben sich in allen Ländern Teile des arbeitenden Volkes zu den alten sozialistischen Anschauungen zurückgefunden. Aber es handelt sich zumeist im wesentlichen um eine rein geistige Orientierung, nirgends ist sie soweit, daß von dem Beginn der historischen Mission des Proletariats geredet werden könnte. Es ist nicht die Sache der Sozialdemokratie, ihre Politik auf Prophezeiungen aufzubauen, und darum hat auch das Prophezeien über die Frage: wird das Proletariat in seine historische Mission eintreten oder nicht, keinen Sinn. Die Sozialdemokratie hat lediglich die Interessen der Arbeiterklasse zu verfechten, ohne zu fragen, ob der Sieg sich sofort an ihre Fahnen heften wird. Hätten wir selbst am Anfang des Krieges in die sibyllinischen Bücher der Geschichte schauen und aus ihnen vernehmen können, daß die Arbeiterklasse dazu verurteilt ist, bis ans Ende des Krieges und darüber hinaus keine selbständige historische Rolle zu spielen, so könnten wir trotzdem nicht darauf verzichten, unsere Aufgabe im Interesse der Arbeiterklasse zu erfüllen, täglich und stündlich den Kampf zu führen. Und das selbst

dann, wenn wir eine kleine Gruppe bleiben müßten, wenn wir in den breiten Kreisen der Arbeitermassen kein Echo auslösen würden. Denn eine Partei, die in der Zukunft eine Entwirrung des Knäuels der gesellschaftlichen Widersprüche, das sich kapitalistische Gesellschaftsordnung nennt, erringen will, eine Partei, die in der Zukunft die Kraft der Befreiung der Menschheit zu sammeln hofft, eine solche Partei darf in der Schicksalsstunde der Geschichte, wo um die Gestaltung der nächsten Jahrzehnte mit eisernen Kugeln gewürfelt wird, nicht auf die eigene Stellung verzichten. Eine Fahne, die vom Feinde heruntergeholt und in Fegen geschossen wird, hat nicht aufgehört, als anfeuerndes Symbol zu existieren, das zum Kampfe ruft. Entehrt ist nur die Fahne, die sich selbst bedingungslos vor dem Feinde senkt. In den Kämpfen der Zukunft würden unsere Parolen wie hohle Worte klingen, unsere Signale, die den Weg zeigen sollen, wie Irrlichter wirken, wenn wir uns nicht legitimieren könnten, daß wir für unsere Ideale gekämpft haben auch in der Stunde äußerster Gefahr. Nur das Banner, das Männer und Frauen in der Stunde der Gefahr mit eigener Brust zu decken für wert hielten, wird auch in der Zukunft Vertrauen erwecken.

Aber wenn wir auch noch so kühl Umschau halten und noch so sehr jede Illusion zu vermeiden trachten: die Opposition hat in keinem Lande Ursache, sich als bloße Wacht beim Banner der Zukunft zu betrachten. Sie ist jetzt, am Schlusse des zweiten Kriegsjahres, nirgends nur mehr ein kleiner Stab von Ideologen, der die Hände nach den Massen ringt, die sie verlassen hat, um neuen Zielen zuzustreben. Überall ist der Boden der Opposition in Breite und Tiefe gewachsen und dehnt sich ständig weiter aus. Und es ist jetzt schon klar zu erkennen, daß diese Opposition in allen Ländern kein Zufallsprodukt ist, sondern das Ergebnis objektiver historischer Entwicklung. Und darum wird die Opposition von heute die Sozialdemokratie von morgen sein. Als das zweite Kriegsjahr anbrach, bestand die Opposition in allen Ländern wirklich nur aus kleinen Gruppen. Jetzt sammelt sie weite Kreise der Arbeiterschaft um sich. Und so ist sie es auch, die bereits den Anstoß zur neuen Internationale gebildet hat.

Wie wir die materielle Macht der Opposition keineswegs unterschätzen, so wollen wir auch nicht die Tatsache verhüllen, daß, was Latkraft und Einsicht betrifft, sich nur erst in den ersten Anfängen befindet. Der Weltkrieg bedeutet nicht nur eine äußere Katastrophe, den Zusammenbruch des alten Vertrauens in den Reihen der Arbeiterbewegung; er bedeutet auch eine neue Ära, neue

Fragen. Mag es einzelnen Theoretikern schon vor dem Kriege gelungen sein, diese Fragen im Unwissen zu klären — die Linksradikele haben es in Deutschland, Holland, Polen getan —, die Arbeitermasse selbst kann die Klärung nicht aus ein paar Broschüren und Zeitungsartikeln gewinnen. Erst im politischen Kampfe, tagtäglich durch Ereignisse belehrt, wird sie für die voraus-eilenden Lehren der Theorie empfänglich, weitet sie ihre Horizonte, erkennt sie greifbare Ziele. Und weil der Massenkampf des Proletariats erst in den ersten Anfängen steckt, ist ihr Bewußtsein noch durchsetzt von alten Auffassungen, vom Vertrauen zu alten Parolen. Das erklärt das zahlenmäßige Uebergewicht der Zentrums-elemente, die äußerlich, ihren Worten nach, dem Sozialismus die Treue gewahrt haben, die aber nicht imstande sind, zu verstehen, daß die neuen Bedingungen des Klassenkampfes auch neue Kampfmethoden, einen neuen Geist erfordern. Die Sozialpatrioten höhnen, die Opposition sei die Schutztruppe des status quo ante bellum, des Zustandes, wie er vor dem Kriege war; sie wache darüber, daß kein Grenzstein durch die Weltkatastrophe versetzt werde. Dieser Vorwurf kann nur die Zentrumsleute treffen. Aber eine Bewegung ist nicht frei in der Zielsetzung. Eine Lawine, die von den Bergen stürzt, nimmt den Weg, der durch die Hindernisse und ihr eigenes Schwergewicht bestimmt wird. Die Ziele, um die die jetzt allmählich sich in Bewegung setzende Internationale wird kämpfen müssen, werden durch die Verhältnisse selbst bestimmt. Natürlich: je schneller, je schärfer sie erfaßt werden, desto bewußter werden sie erstrebt und daher desto schneller erreicht. Darin besteht eben die Arbeit der Linksradikele, der Arbeitermasse die Richtung der eigenen Bewegung zum Bewußtsein zu bringen. Mag dies schneller oder langsamer geschehen: die Richtung selbst hängt von den Illusionen, die die Zentrumsleute über sie verbreiten, nicht ab.

Nicht Schutz der Grenzsteine ist die historische Aufgabe der sozialistischen Opposition, sondern die Verwirklichung der Grundsätze der Internationale. Nur wenn die Einteilung der Gesellschaft in Klassen verschwindet, wird auch der Kampf um die Grenzsteine, aus Mangel an Objekten, verschwinden. Und diese grundsätzliche Aenderung des status quo, der vor dem Kriege war und vielleicht auf den Krieg folgt, setzt eine Umwälzung in den Köpfen der Arbeitermassen voraus, eine Umwälzung, an der zu arbeiten die Aufgabe der entschiedenen Elemente der Internationale ist. Mögen die David, Scheidemann, die Cunow und Lensch, die sich alle für große Staatsmänner und noch größere historische Köpfe halten, weil sie den Mut haben, gegen die Arbeit des Wiener Kongresses vom Jahre 1815 aufzumucken, nur höhnen: sie werden noch Kräfte an der Arbeit sehen, für die auch die Resultate des Kongresses, der die Arbeit der Jahre 1914—15—16 usw. liquidieren wird, keine Heiligtümer sein werden. Das Höhnen wird den Herren noch vergehen! Denn sie, die sich als die großen Neuerer fühlen, sie, die für die Aenderung der Grenzsteine schwärmen, die der Imperialismus auch ohne sie verrücken wird, sie möchten den Geist der Arbeiterklasse im Zustande der alten Unselbständigkeit erhalten. Aber das wird ihnen nicht gelingen. Sowohl, es ist undenkbar, daß der große Weltsturm die alten Grenzsteine unberührt an

ihren alten Stellen liegen läßt. Aber tausendmal undenkbarer ist es, daß er den Geist der Arbeitermassen nicht erschüttert und nicht umwälzt.

An der Schwelle des dritten Kriegesjahres donnern die Kanonen auf den Schlachtfeldern des Völkerkrieges weiter. Die innere Gesetzmäßigkeit des Krieges will, daß ihr Donnergekrach gerade jetzt gewaltiger tobt als zu irgend einer Zeit dieses an riesigen Schlachten überreichen Krieges. Die Menschen lauschen, ob die Kraft des Donners nicht abnimmt, um ganz zu verhalten. Sie lauschen mit verhaltenem Atem. Auch wir lauschen: nach dem Echo, das der Donner der Kanonen in der Brust der Völkermassen wecken wird.

Einheit oder Spaltung der Partei?

4. Für die Spaltung!

Die Sozialpatrioten und Sozialimperialisten repräsentieren die Politik der Arbeiteraristokratie, jener Schicht, die sich im letzten Vierteljahrhundert dank der wirtschaftlichen Prosperität mittels der gewerkschaftlichen und politischen Organisation und Aktion eine verhältnismäßig hohe und sichere Lebenslage errungen hat. Aber dieselbe Entwicklung, die dieser Schicht die Besserung ihrer Lebenslage gebracht hat, wird ihr die Grundlage dafür auch wieder entziehen. Die Vervollkommnung der Technik, die Rationalisierung des Betriebes (Taylor- und verwandte Systeme) werden bei wachsender Konzentration des Kapitals, bei wachsender Masse der von Osten stammenden „Hände“, bei wachsender Frauenarbeit die Lage der Arbeiteraristokratie gefährden. Die unmittelbaren Wirkungen des Krieges werden das übrige tun. Der Sieg des Sozialismus erforderte das Vorhandensein einer intelligenten, physisch nicht gänzlich aufgeriebenen Arbeiterschaft, die die Führerin der gesamten Arbeiterschaft im Kampfe sein muß. Der Aufstieg aber dieser bevorrechteten Arbeiterschaft führte zu ihrer Verspiegung. Dieser Gegensatz wird durch die kapitalistische Entwicklung in der Weise aufgehoben, daß sie die verbürgerlichte Arbeiterschaft in soziale Lebensverhältnisse versetzt, in denen diese ihre kleinbürgerlichen Methoden des Kompromisses mit der Bourgeoisie aufgeben, zum grundsätzlichen Klassenkampfe greifen muß, wenn sie nicht auf die niedrigste Stufe der Gesellschaft, zu ihren Varias, geschleudert werden will. Und somit wird dieselbe imperialistische Entwicklung, die den Sozialimperialismus geboren hat, ihm auch ein Ende bereiten.

Aber diese Entwicklung kann sich nicht in einem Jahre oder Jahrzehnt vollziehen. Eine Ideologie, die durch ein halbes Jahrhundert der Geschichte sich in einer Schicht festsetzte, die eine lange Vorgeschichte hat, die durch die bürgerliche Umgebung in der Arbeiterschaft genährt wird, eine solche Ideologie hat an und für sich schon ein zähes Leben. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Bourgeoisie sehr gut weiß, was sie im Sozialimperialismus hat. Sie hat es sich in der ganzen Welt jahrzehntelang Opfer genug kosten lassen, um sich in den christlichen, liberalen, gelben Arbeiterorganisationen eine Truppe zu erziehen, die die selbständigen Bewegungen des Proletariats im Interesse des Kapitals zu durchkreuzen hatte. Wie die Arbeiter vom Geiste des Sozialismus durchdrungen waren, hat das alles nicht viel genützt, weil sie

das Ziel aller dieser „Arbeiterbewegungen“ nur zu leicht erkannten. Der Sozialimperialismus aber entstand inmitten der sozialistischen Bewegung selbst; an seiner Spitze stehen Männer, die sich in jahrzehntelanger Arbeit klingende Namen in der sozialistischen Arbeiterwelt erworben haben. Die Bourgeoisie hofft, daß es den Scheidemann und Legien besser gelingen wird, die Arbeiterbewegung in einem für sie günstigen Sinne zu beeinflussen, als es den Lebus und Stegerwald gelang. Darum findet die Politik der Scheidemann und Legien ihren vollen Beifall und ihre volle Unterstützung.

In parlamentarisch regierten Ländern werden die sozialimperialistischen Führer zur Regierung, in Ländern wie Deutschland werden sie zu verschiedenen Magistraten, zu verschiedenen hohen Beiräten zugelassen; kleinere Führer erhalten Verwaltungsposten. Schon jetzt kennzeichnet sich diese Entwicklung mit aller Deutlichkeit. Der frühere radikale bremische Parteisekretär Wellmann bekommt vom Bremer Staat die Stelle des Geschäftsführers der Massenspeisungen; der Führer der Konsumgenossenschaften, Dr. August Müller, sitzt mit Batocki und dem General Braun im Lebensmittelbeirat. So wird die Bourgeoisie noch viele der bisherigen Arbeiterführer für sich gewinnen. Sie werden dann, wie es Müller schon jetzt in den „Sozialistischen Monatsheften“ tut, versuchen, ihre in der Arbeiterbewegung, also im Kampfe gegen die Bourgeoisie errungene Autorität, auszunutzen, um die Arbeiter für die Interessen der Bourgeoisie zu gewinnen. Aber das wird natürlich die breiteren Kreise ihrer Anhänger nicht befriedigen können. Hier müssen politische Konzessionen helfen.

Eine „Neuorientierung“ in dem Sinne, daß den Forderungen der Vorderreihen der Arbeiterschaft Genüge geschähe, wird nicht vorgenommen werden können; aber Zugeständnisse von der Art der letzten Gewerkschaftsnovelle, der Art eines Pluralwahlrechts in Preußen nach sächsischem Vorbild, werden immerhin gemacht werden.

Dann werden die sozialimperialistischen Führer jede ähnliche Reform, deren Zweck die Befriedigung eines Teils der Arbeiter, also die Zerklüftung der Arbeiterklasse ist, als einen „verheißungsvollen Anfang“ darstellen und so den Prozeß der Abbröckelung ihrer eigenen Anhänger aufhalten. Und je weniger Zugeständnisse die Bourgeoisie machen wird, desto inbrünstiger werden die Führer der Sozialimperialisten gegen die radikalen „Krakehler“ eifern, die die Bourgeoisie mit ihren Redensarten schrecken, desto eifriger werden sie ihren Anhängern „Mäßigung“ und „Besonnenheit“ predigen. Und Jahre werden vergehen, bevor sie vollkommen abwirtschaften.

Wer das im Auge behält, der läßt sich nicht von Hoffnungen betören, daß, wenn einmal der Krieg zu Ende ist, wenn man wieder frei reden kann, wenn die Masse selbst wieder entscheidet: daß wir dann die Sozialimperialisten mattsetzen werden; wenn nicht auf dem ersten, so doch sicher auf dem zweiten Parteitag. Abgesehen davon, daß wir heute, noch im Kriege reichlich zu tun haben, und daß wir zu dieser Arbeit eine Zentralisation unserer Kampfmittel bitter nötig brauchen, abgesehen davon, daß wir heute noch garnicht wissen, wie es in den verschiedenen Ländern mit der Freiheit des Wortes und der Schrift auch nach dem Kriege bestellt sein wird, abgesehen davon, daß die Arbeitermassen

selbst auch nach der „Klärung“ gespalten sein wird, abgesehen von alledem vergißt man bei dieser schönen Rechnung noch zwei wichtige Umstände. Man vergißt zunächst die Tatsache, daß die Mehrheit der Partei- und Gewerkschaftsbureaucraten auf der Seite des Sozialimperialismus steht, daß sie die Mehrheit der Parteipresse in der Hand hält, daß sie der Demokratisierung des Parteikörpers den verzweifeltsten Widerstand entgegenzusetzen wird und damit lange Zeit die Vorderreihen der Arbeiterklasse hindern wird, das Ruder der Partei in die eigene Hand zu bekommen. Und zweitens vergißt man etwas noch wichtigeres: Die Aufgaben der Partei. Unsere Aufgabe kann doch nicht nur darin bestehen, daß wir mit den Sozialimperialisten kämpfen. Vielmehr fassen wir den Kampf mit ihnen nur als Vorbedingung des allgemeinen Klassenkampfes auf, da der Sozialimperialismus die Schutztruppe des Kapitalismus ist. Wenn also die formelle Einheit der Partei erhalten bleibt, und die Sozialimperialisten die Partei und ihre Politik beherrschen, so sind wir entweder genötigt, jahrelang den wirklichen Kampf gegen unsere Klassegegner aufzugeben, oder wir führen ihn ohne Rücksicht auf die Parolen der imperialistischen Instanzen. Im ersten Falle, wenn wir den wirklichen Kampf gegen die äußeren Gegner aufgeben und uns mit der Kritik an den Sozialimperialisten begnügen, verliert diese Kritik jede Bedeutung; sie wird durchkreuzt, vernichtet durch die Taten, die wir dann gemeinsam mit den Sozialimperialisten im Reichstage, in der Gewerkschaftsbewegung zu verrichten genötigt sind; durch das Fehlen der Aktion, die den Arbeitermassen die Richtigkeit unserer Kritik beweist. Im andern Falle aber werfen die Sozialimperialisten uns kurzerhand aus der Partei hinaus: denn, wie auf die Länge hin keine Parteilichkeit eine geschlossene Gruppe ertragen kann, die ihre Politik als einen Verrat an den Parteigrundsätzen geißelt, so kann sie es noch weniger dulden, daß diese Gruppe jede ihrer Aktionen durchkreuzt und die Masse zur Taten in entgegengesetzter Richtung auffordert. Eine Partei mit zwei sich bekämpfenden Reichstagsfraktionen, mit Parteigruppen, die sich allorts scharf entgegenstehen, kann nicht bestehen.

Aber gesetzt den Fall, daß es uns gelingt, entgegen all den genannten Momenten, auch auf dem Parteitag die Mehrheit zu gewinnen. Was dann? Wollen wir die Politik des 4. August durch eine bloße Resolution verdonnern, radikale Richtlinien annehmen, wie schon so oft schon, und ihre Ausführung den Scheidemanns und Legiens anvertrauen? Zwar ist nicht ausgeschlossen, daß diese „gewandten Politiker“ oder irgendwelche ihrer Handlanger diese Aufgabe übernehmen würden, um das Ruder der Partei in der Hand zu behalten, wie die Revisionisten in Dresden die radikale Resolution, die die Politik des Revisionismus ablehnte, annahm, um die revisionistische Politik desto ungestörter ausführen zu können.

Jeder Arbeiter, der sah, wie der auf die Dresdener Resolution verpflichtete Parteivorstand und die Reichstagsfraktion am 4. August die in ihr festgelegten Grundsätze mit Füßen traten, wird sich sagen: opportunistische Führer an der Spitze einer revolutionären Partei, das bedeutet die dauernde Hemmung jeder Aktion dieser Partei und in der Stunde der historischen Entscheidung

die Auslieferung dieser Partei an ihre Klassengegner. Wer es für möglich hält, daß wir nach den Erfahrungen des 4. August die Ebert und Scheidemann, die Legien und August Müller an der Spitze der Arbeiterbewegung dulden könnten, der ist entweder ein gutmütiger Tropf (wenn er wirklich wähnt, der Sache des Sozialismus dadurch dienen zu können) oder er ist ein bewußter Schrittmacher des Sozialimperialismus, d. h. der Bourgeoisie. Wer aber will, daß wir die Männer des 4. August vom Parteiruder verdrängen sollen, der muß es für sicher halten, daß sie sich nicht gutwillig fügen, daß sie die Partei spalten werden.

Es beweist nichts von Kühnheit und Besonnenheit in der Einschätzung der Verhältnisse, wenn Genossen, die annehmen, daß die Sozialimperialisten sich uns, falls wir die Mehrheit haben, nicht fügen werden, gleichzeitig erklären, es werde sich dabei nur um eine geringe Abspaltung handeln. Man lasse diese Kindereien! Hinter den Sozialimperialisten wird ein großer Teil der Arbeiter der Kleinstädte stehen, die sich unter dem starken Einfluß ihrer kleinbürgerlichen Umgebung befinden; hinter ihnen wird auch ein Teil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter stehen. Von welcher Seite die Spaltung auch kommen mag: sie wird notwendig eine Spaltung in der Arbeitermasse selbst sein.

Wie man auch die Sache drehen mag: Die Spaltung ist nicht zu umgehen. Bilden wir die Mehrheit in der Partei, so spalten sie die Sozialimperialisten, bilden wir die Minderheit, so müssen wir sie spalten; es sei denn, daß wir uns löblich unterwerfen, die Verantwortung für die Politik des 4. August übernehmen, und nur in nebensächlichen Punkten nörgeln wollen. Aber die Spaltung ist nicht nur historisch notwendig, sie ist der Arbeitersache direkt nützlich. Ohne Spaltung mit den Sozialimperialisten ist eine einheitliche sozialdemokratische Agitation und Aktion unmöglich. Nur wenn wir durch die Spaltung die Verantwortung für die Politik des 4. August abgelehnt haben, werden wir gegen die Folgen des Weltkrieges wirken können. Nur nach der Trennung von den Sozialimperialisten wird ein Wiederaufbau der Internationale möglich sein, einer Internationale, deren Zweck nicht die Ausöhnung derer, die sich im Kriege mit dem Kapital ausgesöhnt haben, sondern die Zusammenführung des Proletariats zum gemeinsamen Kampfe sein wird. Nur wenn die Spaltung freie Bahn für den rücksichtslosen Kampf zwischen Sozialismus und Sozialimperialismus schafft, werden wir diesen besiegen können.

Wer da erklärt, daß die Spaltung uns im Kampfe gegen das Kapital schwächen wird, der spekuliert auf Gedankenlosigkeit oder unklare Gedanken. Natürlich, zwei Millionen kämpfender Arbeiter sind stärker als eine Million. Aber wenn die zwei Millionen geführt werden von Leuten, die bewußt oder unbewußt Werkzeuge der Gegner sind, wenn von diesen zwei Millionen eine Million den Werkzeugen der Gegner blind gehorcht, und die zweite Million daselbe aus unangebrachter Solidarität tut, dann kämpfen die zwei Millionen überhaupt nicht und die eine Million kann den Kampf erst beginnen, wenn sie sich von der anderen und ihren verräterischen Führern trennt.

Die Spaltung der Internationale in das sozial-

demokratische und sozialimperialistische Lager ist geistig längst vollzogen; die organisatorische Spaltung wird und muß folgen. Wer das erkannt hat, der muß sie auch erstreben. Und was man als Sozialdemokrat erstrebt, das muß man den Arbeitern auch sagen. Es ist noch eine Schwäche der Linksradikalen, daß sie es nicht in allen Teilen offen sagen. Zweifellos steht die Gruppe Internationale die Notwendigkeit der Spaltung ein. Wenn sie sie nicht in allen ihren Teilen konsequent propagiert, so weil in diesen Teilen noch damit gerechnet wird, daß auch die radikalen Arbeiter noch an der Illusion der Niederringung der Scheidemann innerhalb der einheitlichen Partei festhalten. Man fürchtet, diese Arbeiter durch die offene Propaganda der Spaltung noch abzuschrecken. Man sucht sie zu organisatorischen Maßnahmen zu treiben, die äußerlich keine Spaltung bedeuten und trotzdem zur Spaltung führen müssen: so die Propaganda der Beitragsperre.

Aber eben die Erfahrungen dieser Propaganda beweisen, daß, wo die Arbeiter die Unversöhnbarkeit der Sozialdemokratie und des Sozialimperialismus, d. h. die Notwendigkeit der Spaltung noch nicht eingesehen haben, sie auch gegen die Beitragsperre sind. Je klarer, je rücksichtsloser man die politische wie organisatorische Unversöhnbarkeit der beiden Hauptrichtungen in der Partei den Massen zeigt, desto eher greifen sie auch zu den notwendigen organisatorischen Kampfmitteln. Aus dem Verschweigen der Tatsachen ziehen nur die Sozialimperialisten Profit, denn jeder Unsicherheit unsererseits, jedes Schwanken macht die Masse irre, erlaubt ihnen, im Trüben zu fischen.

Mag die Spaltungspropaganda momentan auch unklare Elemente gegen uns richten, sie sammelt dennoch um uns den kampffrohen und kampffähigen Teil der Arbeiter, flößt ihnen Mut ein, gibt ihnen Zielklarheit, und wenn später die Ereignisse uns und nicht den Zentrumselementen Recht geben werden, werden auch die noch schwankenden Elemente unter den Arbeitern sich um uns sammeln.

Die Propaganda der Spaltung bedeutet keinesfalls, daß wir jetzt aus der Partei austreten sollen. Umgekehrt: unsere Bemühungen müssen darauf gerichtet sein, alle möglichen Organisationen und Organe der Partei in die Hände zu bekommen. Sie wurden in einem halben Jahrhundert des Kampfes für den Kampf geschaffen und gehören uns von wegen des historischen Rechts. Wir haben alles zu tun, um die Sozialimperialisten zu nötigen, für ihre neuen bürgerlichen Zwecke sich neue Organisationen zu schaffen. Unsere Pflicht ist, so lange wie möglich auf den Posten auszuharren, denn je länger das geschieht, desto größer wird der Teil der Arbeiter sein, der mit uns geht, falls die Sozialimperialisten, die natürlich unsere Taktik ausgezeichnet verstehen, auch wenn wir sie verschweigen würden, uns ausschließen. Aber wie berechtigt es auch ist, alle Machtmittel der Partei für ihre historischen Ziele aus den Händen der Sozialimperialisten zu retten, so darf dieser Wille doch nicht Selbstzweck und Selbstziel sein. Wir dürfen auf keine politische Aktion verzichten, die notwendig ist, auch wenn es deswegen schon früher zur Spaltung kommen sollte, als wir es vielleicht wünschen; denn diese Aktion ist die Quelle unserer Kraft und der Grund unserer Existenz.

Und wo die Sozialimperialisten zu lokalen Ausschüssen greifen, da müssen sofort lokale selbständige Organisationen entstehen. Ein Gebot der Stunde ist es, daß sich die auf dem Boden der Opposition stehenden lokalen Parteiorganisationen, wie die in Mehrheitsorganisationen wirkenden ergänzenden Minderheitsorganisationen zusammenschließen und eine provisorische Leitung der entschiedenen Opposition einsetzen. Der darauf hinzielende, von der Berliner Verbandsversammlung abgelehnte Antrag der Genossin Luxemburg muß von lokalen Organisationen, die auf dem Boden der entschiedenen Linken stehen, verwirklicht werden. Lokal abgesondert, nicht verbunden, sind wir ein Spielball in den Händen der Sozialimperialisten. Deswegen gilt es, alle sich bietenden Gelegenheiten zu benutzen, um die Zentralisation der Opposition durchzuführen.

Damit kommen wir zu der Frage vom Verhältnis der entschiedenen Linken zum Parteizentrum. Darüber im Schlußartikel.

Im Fangnetz der Widersprüche.

2.

Sein Aktionsprogramm im Kriege spricht Junius selbst als „Aktion nach dem Vorbilde der französischen Jakobiner“ an. Sehen wir näher zu.

Die Jakobiner stellten den linken Flügel des französischen Bürgertums während der großen Revolution dar. Aus den Massen des Kleinbürger- und Handwerkerturns bestehend, führten sie den Kampf gegen den Feudalismus viel energischer als die durch Eigentumsrücksichten, durch die Angst vor dem Volke an Händen und Füßen gefesselten Vertreter des besitzenden Bürgertums. Als die feudalen Mächte Europas im Bunde mit den feudalen französischen Emigranten ihren Kreuzzug gegen das revolutionäre Frankreich begannen, verteidigten die Kleinbürger und Arbeiter Frankreichs ihr Werk mit großem Glanz: handelte es sich doch nicht nur um die von ihnen eroberten Freiheiten, sondern um die Besserung ihrer sozialen Lage, die sie von der Revolution erwarteten. Für die Bauern handelte es sich um den Boden, den die Revolution den feudalen Grundherren genommen und ihnen gegeben hatte. Im Kriege gegen das feudale Ausland mußten die Jakobiner mit allen Gewaltmitteln die Ueberreste der feudalen Kräfte im Lande selbst niederhalten. Der Krieg gegen das feindliche Ausland schöpfte seine Kraft aus dem Bürgerkriege, wie dieser seine Behemung aus der nationalen Gefahr zog. Das Programm des Krieges, wie es sich aus der objektiven Sachlage ergab, war das Programm, das die Jakobiner gemäß ihrem sozialen Wesen zu verwirklichen suchten.

Junius beschwört auch die Schatten der Revolution vom Jahre 1848, das Programm von Marx, Engels und Lassalle herauf, die selbst im Schatten der Titanen von 1792 wandelten. Wir erinnern an die Worte, die Marx unter dem 11. Juli 1848 in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ schrieb (Nachlaß, Band 3, Seite 114). Oesterreich war damals daran, die nationalen Revolutionen der Tschechen, Italiener und Ungarn zu ersticken. Ein Teil der bürgerlichen Demokratie bejubelte die Windischgrätz als Helden des Deutschtums. Demgegenüber stellte

Marx fest, daß diese Helden als Sieger sofort der deutschen Revolution an den Hals springen würden. Er sah voraus, daß die niedergerungenen Tschechen sich dem Zarismus in die Arme werfen würden; und eben dieser Zarismus war auf dem Sprunge, gegen die Revolution zu marschieren. Ihm galt es also zuvorkommen; es konnte nur geschehen durch das Hinaustragen der Revolution nach dem Osten; dadurch, daß die Polen gegen ihn auf die Beine gebracht wurden.

In diesem Kampfe gegen den Gendarmen der Reaktion mußten alle Kräfte des deutschen Volkes entfesselt werden, Kräfte, die, angesichts der Machtmittel Rußlands, um nach außen hin siegreich zu werden, alle feudalen Widerstände im Innern niederringen mußten.

Wir wissen, wie Engels später das auswärtige Programm der „Neuen Rheinischen Zeitung“ im Jahre 1848 definierte, und wir wissen, was Engels während des österreichisch-italienischen Krieges an Lassalle schrieb (Nachlaß, Band 4, Seite 185). Engels tritt hier direkt für einen Krieg mit Rußland ein in der Hoffnung, daß die äußeren Schwierigkeiten der Revolution im Innern zum Siege verhelfen würden. Das „wahrhaft nationale Programm der Patrioten und Demokraten von 1848“ war aus der Schwäche der deutschen bürgerlichen Revolution geboren.

Weil das preußische Junkertum keine abgestorbene, sondern eine im Prozeß der kapitalistischen Umformung und Anpassung begriffene Klasse war, weil das schwache zersplitterte Kleinbürgertum die Bauern verriet, statt sich auf sie gegen den Feudalismus zu stützen, weil das Kleinbürgertum und seine Vertreter statt zu kämpfen, schwächten, propagierten Marx und Engels den Krieg mit Rußland in der Hoffnung, daß er die Volksmassen aufrütteln und so zum Durchbruch der Revolution führen werde. Das Programm unserer großen Meister blieb unverwirklicht. Die Reaktion hütete sich, mit dem Zarismus, ihrem großen Beschützer, anzubündeln.

Um sie dazu zu nötigen, müßte das Kleinbürgertum sie besiegen, d. h. es müßte die revolutionäre Kraft besitzen, die ihm eben fehlte und deren Weckung die Folge des Krieges sein sollte. Marx und Engels wollten die Politik der Jakobiner wiederholen; aber der Zarismus ging nicht zur allgemeinen Attacke gegen die europäische Revolution über; er begnügte sich mit ihrer Erdrosselung in Ungarn. Es entstand keine verzweifelte Situation und kein deutsches Jakobinertum. Das Jahr 1793 wiederholte sich nicht.

Die Politik von Marx und Engels scheiterte, aber sie war trotzdem eine revolutionäre und realistische Politik: der Zarismus bedrohte wirklich die europäische Revolution; die Propaganda des Krieges mit dem Zarismus war die Propaganda einer revolutionären Offensive mit einem positiven Programm der Republik, einem Programm, das damals das revolutionärste war, weil der Sozialismus noch unmöglich war. Die Politik der Jakobiner war die der bürgerlichen Revolution. Die von Marx und Engels war es nicht minder. In einen wie im andern Falle war das Kleinbürgertum der Träger dieser Politik; das Proletariat als Klasse mit einer eigenen historischen Aufgabe war noch nicht vorhanden: bildete doch die Freimachung des Weges für die un-

gestörte kapitalistische Entwicklung die historische Aufgabe der Revolutionen und der nationalen Frage.

Damit kommen wir zum Sündenfall von Junius; d. h. zu der Frage, ob in der Ära des Imperialismus eine „revolutionäre Aktion nach dem Vorbilde der französischen Jakobiner“ überhaupt möglich ist.

Die Väter des 4. August.

Ueber die Vorgänge in der deutschen Sozialdemokratie am 4. August des Jahres 1914 kursieren die verschiedensten Nachrichten. Daß selbst der Parteivorstand noch wenige Tage zuvor seine spätere Politik nicht für selbstverständlich hielt, ergibt sich aus der Tatsache, daß er sein Mitglied Müller nach Paris sandte, um mit der französischen Sozialdemokratie über die gemeinsame Haltung zu beratschlagen. Lang und breit wird in den Broschüren der Sozialpatrioten dargestellt, wie am 3. August 1914 die Abgeordneten aus allen Teilen des Reiches herbeieilten, wie sie dann in der Sitzung der Reichstagsfraktion die Haltung besprachen usw. usw. Aber wer glaubt, daß erst dort, in der Sitzung der Reichstagsfraktion, die neue Politik beschlossen wurde, der lese in dem Buche Paul Umbrechts: „25 Jahre der deutschen Gewerkschaftsbewegung“, das im vorigen Jahre von der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften herausgegeben worden ist, auf Seite 141 folgende Stelle: „Aber auch die Arbeiterschaft hat das ihrige getan, um das Vaterland über die schwierigste Zeit hinwegzuhelfen. Bereits am 2. August 1914 traten die Gewerkschaftsvorstände zur Beratung der Lage zusammen und beschloßen zunächst, alle Maßnahmen der Reichsregierung zur Einbringung der Ernte und zur Instandsetzung der notwendigen Verteidigungsarbeiten zu unterstützen... Um die Einmütigkeit der Abwehr gegenüber den äußeren Feinden zu gewährleisten, schlossen sie sich dem Burgfrieden an und hoben alle Streiks und Sperren auf, wogegen sich die Unternehmer verpflichteten, während des Krieges die Tarifverträge aufrechtzuerhalten.“

Hier wird also seitens der Generalkommission der deutschen Gewerkschaften offiziell festgestellt, daß, während die parlamentarischen Vertreter der Gesamtarbeiterbewegung noch über die Haltung zum Kriege berieten, die Gewerkschaftsbürokratie den Burgfrieden schon beschlossen hatte. Würde die Reichstagsfraktion die Ablehnung der Kriegskredite beschlossen haben, die Regierung würde wissen, daß dies nur eine Geste sein konnte, denn sie hatte schon die materielle und moralische Hilfe der größten Arbeiterorganisationen zugesagt erhalten. Wir wissen nicht einmal, ob die Herren Gewerkschaftsbürokraten den im Schweife ihres Angesichts diskutierenden Abgeordneten gesagt hatten: laßt doch das Reden wir haben die Sache schon gedeichelt. Vielleicht haben sie sich den Streifen Papier mit den „L. S.“: „laß schwätzen“, herumgereicht, jener durch die Offenherzigkeit des Abg. Bauer auf dem Senaer Parteitag bekannt gewordenen Parole der Gewerkschaftsbürokratie. Wie auch sein mag, die Festung der Sozialdemokratie war schon in den Händen der politischen Gegner, als die angeblichen Offiziere noch Kriegsrat hielten.

Indem wir diese historische Tatsache feststellen, wollen wir keinesfalls sagen, daß die Ebert und Scheidemann allein das Werk nicht vollbracht haben würden. Wer

nicht versteht, daß die Mehrheit der Parteibürokratie aus demselben Holze geschnitten ist, wie die Gewerkschaftsbürokratie, daß beide zusammen den Sozialismus aufgeben, von dem haben die Herren Recht, geringschätzig zu sagen: L. S.! Laß schwätzen!

Aus unserm politischen Tagebuch.

Noch Einer! Herr Eduard Meyer, Geheimer Regierungsrat und ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Berlin, schreibt in seinem Buche über England:

„Unser Volk weiß seit dem 4. August 1914, daß England unser Todfeind ist, mit dem es eine Versöhnung nicht geben kann und nicht geben darf, ehe Englands Anspruch auf Welt Herrschaft gebrochen und es gezwungen ist, sich in ein neues Staatensystem zu fügen, das uns den nötigen Raum auf der Erde gibt. Ob dieses Ziel schon in diesem Kriege erreichbar sein wird, kann kein Mensch voraussagen, und so sind wir völlig gefaßt darauf, daß ihm eine Reihe weiterer Kriege mit England folgen mag, bis zur letzten definitiven Entscheidung.“

28. Juli.

Es wird heute viel von Dr. Paul Lench geredet; d. h. er macht selbst viel von sich reden. Der Mann hat das Bedürfnis, und natürliche Bedürfnisse müssen befriedigt werden. Dennoch soll man ihm nicht unrecht tun. Er hat nicht so plötzlich umgelernt, wie es den Anschein hat. Im Dezember 1912 nämlich brachte er im Reichstage in der Staatsdebatte folgendes Kanderwelsch über den Nationalismus hervor:

„Der Klassenkampf, den gerade die nationalen Parteien wünschen, ist es, der aus den Völkern bewußte, geschlossene Nationen mit einheitlicher Kulturgemeinschaft macht. Genau so wie die Ausbreitung des Kapitalismus die geschichtslosen Völker, die Tschechen, Slowenen, Ruthenen, erst zum Bewußtsein ihrer Existenz gebracht hat, ebenso ist es die Ausbreitung des Sozialismus, der Klassenkampf, der innerhalb dieser zum Bewußtsein erwachten Völker nach und nach den nationalen Aufstieg und eine nationale Kulturgemeinschaft herbeiführt. Es ist selbstredend, daß diese Kulturgemeinschaft erst voll erreicht werden kann, wenn der Klassenkampf sein Ziel erreicht hat, wenn die Klassenherrschaft beseitigt ist. Erst dann wird eine Nation wirklich imstande sein, ihre eigenen Geschichte zu leiten. Nicht so stehen die Dinge, als ob die Sozialdemokratie einen wirren Völkerbrei herstellen wolle. Wir wissen, und die geschichtliche Entwicklung beweist es, daß die Nationen ihre besonderen Eigentümlichkeiten, ihre besonderen Gaben und Vorzüge haben. Sie zur vollen Entfaltung zu bringen, ist unser Ziel. Sie aber, meine Herren, wünschen dauernd die Zerreißung der Nationen, Sie wünschen, daß die große Masse des Volkes in kulturlosem Dämmerdasein dahinlebe, über die Sie gebieten können. Daraus ergibt sich die Konsequenz: wer den Klassenkampf bekämpft, oder das allgemeine Wahlrecht, dieses so vorzügliche Hilfsmittel, um die Massen zur Kulturgemeinschaft heranzubilden, der ist nicht national, der ist antinational im eigentlichen Sinne des Wortes.“

Genau so reden die Heine, David und Kolb auch. Und das meinte Herr Lench bereits im Jahre 1912. Es ist diesmal freilich eine Anleihe bei dem Zentrumsmanne Otto Bauer. Woraus die geistige Verwandtschaft zwischen Zentrum und Sozialpatriotismus aufs neue belegt wird.

29. Juli.

Zum Ministerwechsel in Rußland bemerkt der Graf zu Reventlow in der „Deutschen Tageszeitung“, nachdem er als das „Kriegsziel“ Rußlands die Eroberung Konstantinopels bezeichnet hat:

„Es liegt nun auf der Hand, daß ein so beschaffenes russisches Kriegsziel einen Friedensschluß mit Rußland unmöglich machen würde. Deshalb müßte ein zum Frieden geneigtes russisches Kabinett den Besitz von Konstantinopel folgerichtig aus seinem Kriegs- und Friedenszielprogramm streichen. Da die von Sazonow repräsentierte Politik aber, wie gesagt, fortwährend den Besitz von Konstantinopel im Munde führte und als das Ziel Rußlands bezeichnete, so wäre wohl nötig, daß das neue Kabinett eine andere Haltung zeigte, denn sonst wäre einfach folgerichtig, daß Rußland weiter kämpfte, um sein Kriegsziel im Orient zu erreichen. Ein zum Frieden geneigtes russisches Kabinett würde mithin nur so eine solche Bezeichnung glaubhaft rechtfertigen können.“

Für Reventlow und seine Freunde folgt daraus: Durchhalten, bis Konstantinopel von der „russischen Gefahr“ befreit ist. Dasselbe folgt daraus für die Sozialimperialisten.

Feuilleton

Columbus und seine Zeit.

Jenseits der grauen Wasserwüste
Wie liegt die Zukunft winkend da!
Eine grüne, lachende Küste,
Ein geahndet Amerika!
Freiligrath.

Ein romantischer Schimmer hat sich über das Zeitalter der Entdeckungen und besonders über die kühnen Fahrten Christoph Columbus' gelegt. Der tausende Webstuhl der Zeit webt Schleier, die die Ereignisse der Weltgeschichte bedecken, so daß sie späteren Geschlechtern in ganz anderer Beleuchtung erscheinen, als den unmittelbar beteiligten Menschen. Zum großen Teil ist daran die ideologische bürgerliche Geschichtsschreibung schuld. Der historische Materialismus hat die Aufgabe, den wirklichen, materiellen Kern der geschichtlichen Entwicklung herauszuschälen. Die bürgerliche Geschichtsschreibung hält sich gewöhnlich nicht an diesen Kern, sondern dringt über dessen Schale, das sind die Ideologien der Menschen, nicht hinaus. Der Lauf der Weltgeschichte wird von einem Heer von Ideologien und Illusionen begleitet. Uns aber ist es um die Wahrheit zu tun! Denn je tiefer unser geschichtliches Verständnis ist, desto klarer können wir die Richtlinien unseres Handelns in der Gegenwart erkennen.

In Wirklichkeit waren die Entdeckungszüge des Columbus, sowie die seiner Vorgänger und Nachfolger, höchst nüchterne Angelegenheiten. Die materiellen Beweggründe jener Entdeckungsfahrten sind in dem unstillbaren Hunger nach Reichtümern zu suchen, der damals mit dem Aufblühen der Warenproduktion die herrschenden Klassen Europas ergriffen hatte. In Spanien und Portugal war dieser Prozeß zu der Zeit am weitesten fortgeschritten. Den Besitzenden, den reichen Grundherren, die ihre Leibeigenen schindeten, den Adel, die hohe Geistlichkeit und endlich die Krone, sie alle hatte die Sucht gepackt, Reichtümer aufzuhäufen, zu prunken und zu glänzen. Die Geldgier jener Zeit hatte ihren besonderen Grund in dem Umstand, daß die im 14. und 15. Jahrhundert so gewaltig ausgehende europäische Industrie und der ihr entsprechende Handel mehr Tauschmittel erforderten, die Deutschland — das große Silberland von 1450 bis 1550 — nicht liefern konnte.* Es bestand damals schon eine Handelsbourgeoisie, ein Kaufmannskapitalistentum das die Vermittlung fremder Schätze aus der Ferne in die Heimat besorgte, den Besitzenden die exotischen Produkte zuführte. Auf nach Indien, dem Wunderlande! war die Parole. Der Portugiese Vasco de Gama hatte 1498 bereits den Seeweg nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung entdeckt. In diese Situation fällt das Auftreten des Columbus, der auch nur Indien entdecken wollte und bis ans Ende seiner Tage selbst nicht wußte, daß er einen ganz neuen Erdteil entdeckt hatte.

Obwohl sich heutzutage die materialistische Geschichtsauffassung — wenn auch unbewußt — weiter Kreise des Bürgertums bemächtigt hat, obwohl das Zeitalter des Imperialismus die ökonomischen Triebkräfte der Kolonialpolitik als solche mit offenen Augen betrachtet, pflegen sogar die Sozialimperialisten vielfach noch einen Impuls zur Kolonialpolitik im Drang zum Zivillisieren und Kultivieren zu suchen. In ähnlicher Weise waren auch die Entdeckungsfahrten des Columbus mit Ideologie nur so durchtränkt. Was heute oft die nationalimperialistische Ideologie tut, hat da-

* Engels, Brief an Conrad Schmidt (27. Oktober 1890).

mal die religiöse getan. Der englische Historiker Washington Irving schreibt in seiner Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph Columbus': „Er (Columbus) bekannte sich offen zu der Ansicht, daß alle Nationen, welche nicht den christlichen Glauben bekennen, der natürlichen Rechte beraubt seien; daß man die härtesten Maßregeln zu ihrer Bekehrung brauchen und die strengsten Strafen über ihr halsstarriges Verharren im Unglauben verhängen könne. In diesem Geiste der Bigotterie hielt er sich für berechtigt, die Indianer zu Gefangenen zu machen und sie nach Spanien zu transportieren, um sie in den Lehren des Christentums unterrichten zu lassen, sie auch als Sklaven zu verkaufen, wenn sie seinen Eroberungen widerständen.“ Natürlich hatte die Sklaverei damals wie zu allen Zeiten ihre materiellen Triebkräfte. Columbus war auf jeden Fall das Werkzeug dieser Triebkräfte, mag er es nun bewußt oder unbewußt gewesen sein. Irving müht sich in seinem ganzen Werke ab, zu beweisen, daß Columbus in gut religiösem Glauben gehandelt hat. „Leider wurde seine Frömmigkeit von der Bigotterie (also doch wohl Scheinheiligkeit! F. W.) des Zeitalters verdunkelt.“

Die Spanier brachten ihr europäisches Grundherrschaftssystem nach Amerika hinüber, nur daß sie die in ihrer Gewalt befindlichen Leibeigenen draußen viel scheußlicher ausbeuten konnten, weil sie völlig schutzloses Freiwild waren. Kamen die Seefahrer mit den Eingeborenen in Berührung, forschten sie zunächst nach Gold, Perlen und anderen Schätzen. Dann entwickelte sich ein kleiner Tauschhandel, wobei die Weißen gegen europäische Kleinigkeiten: Spielsachen, Scheren, Messer, Kämmen, Glasperlen, Fischangeln, Falkenschellen usw. Klumpen Goldes und andere Wertfachen, aber auch Lebensmittel für die Reise, eintauschten. Oft war das Gold so massenhaft vorhanden — wenigstens wird so erzählt —, daß die Reisenden es nur aufzusammeln brauchten. Als der Bruder des Columbus, der Abelantado, Veragua erforschte, schien an einer Stelle der „ganze Boden mit Gold geschwängert zu sein“. „Sie zogen das edle Metall aus den Wurzeln der Bäume, die von ungeheurer Höhe waren und ein prächtiges Laub besaßen. In Zeit von zwei Stunden, daß sie hier verweilten, hatte jeder Mann eine kleine Quantität Gold gesammelt, die sie nur von der Oberfläche der Erde zusammenrafften.“ Solche Berichte stachelten natürlich eine Menge gieriger Spekulanten an, in der Neuen Welt ihr Glück zu versuchen, und ein Strom dieses goldhungrigen Gesindels ergoß sich dahin. Kaum ans Land gekommen, stürzte alles nach den Minen. Oft kehrte man nach kurzer Zeit wieder heim, denn man hatte mit seiner Spekulation auf den Goldbergbau einen Reinfall erlebt.

Was den Handelsaustausch zwischen Spaniern und Indianern anbetrifft, so bewegte er sich keineswegs immer in friedlichen Bahnen. Im Gegenteil, wenn die Spanier nicht sofort, wie sie der Rothhäut ansichtig wurden, ein Kesseltreiben gegen sie veranstalteten, raubten, mordeten und die Wilden niederknallten wie die Hasen, dann kamen sie todsicher nach Verlauf einer kleinen Zeitspanne in Konflikt mit ihnen. Der Anlaß zum Blutvergießen war bald gegeben. Die Spanier konnten sich noch so friedlich gebärden: wenn sie sich in einem neuen Lande niederließen und alle Schätze zusammenrafften, mußten die Eingeborenen mißtrauisch werden und darauf bedacht sein, die Weißen wieder hinauszubugieren.

Besonders schnell gab die Vergewaltigung indianischer Weiber Anlaß zu ersten Zwistigkeiten. Dort, wo die Eingeborenen die Manieren der zivilisierten Nation kannten, waren sie in diesem Punkte sehr vorsichtig. So war der Cazike (Hauptling) Quibian

* Einem 1828 in Frankfurt a. M. in deutscher Uebersetzung erschienenen Werke, dem die folgenden Zitate entstammen.

auf Veragua sehr besorgt, „daß die Spanier seine Weiber erblichen möchten; denn Fernando Columbus deutet an, daß die Indianer dieses Ortes sehr eifersüchtig seien. Es ist wahrscheinlich, daß das Betragen der Spanier gegen ihre Weiber ihnen genügenden Anlaß dazu gab.“ Columbus verbot seiner Mannschaft zuweilen, das Land zu betreten, wenn er vor Anker ging. Auf Veragua ereignete sich ein Fall, der typisch sein wird: „Die Nähe der Schiffe an der Küste gab den Seeleuten Gelegenheit, in der Nacht ohne Erlaubnis ans Land zu gehen. Die Eingeborenen empfingen sie in ihren Häusern mit der gewohnten Gastfreundschaft, aber die rauhen Abenteuer begingen, von Habgucht und Sinnlichkeit getrieben, bald Erzeffe, welche ihre großmütigen Wirte zur Rache reizen mußten.“ Es kam zu blutigen Konflikten, und als die Indianer in großer Menge die Schiffe angriffen, befahl Columbus, „ein oder zweimal geladen unter sie schießen zu lassen“. Jedenfalls waren kriegerische Auseinandersetzungen an der Tagesordnung, wobei die Spanier allemal die agents provokateurs waren.

Die Eingeborenen, die dem Gemetzel entgingen, wurden zu Sklaven gemacht. Als Columbus Statthalter von Haiti war, wies er den spanischen Kolonisten freigebig Ländereien an „und schenkte ihnen viele indianische Sklaven, die in den Kriegen zu Gefangenen gemacht worden“. Als aber der Bedarf an Arbeitskräften auf den Anpflanzungen, vor allem aber in den Gruben, größer wurde, wählte Columbus einen kürzeren Weg. „Er traf ein Abkommen mit den Caziken in der Nähe, daß sie, statt Tribut zu zahlen, einen Teil ihrer Untertanen, freie Indianer, verpflichten sollten, den Kolonisten bei dem Anbau ihrer Länder hilfreiche Hand zu leisten; eine Art von Lehnsdienst, welcher zu den Repartimientos oder der Verteilung der freien Indianer unter den Kolonisten den Grund legte, ein Gebrauch, der später allgemein eingeführt und, von den spanischen Kolonisten schamlos mißbraucht, die Quelle unsäglichen Drucks und Elends unter den unglücklichen Eingeborenen wurde, auch hauptsächlich dazu beitrug, sie auf der Insel Hispaniola auszurotten.“

Vom Tributzahlen kam man also zur Zwangsarbeit, von hier zum ständigen Vasallen- und Leibeigentum und sank schließlich in die völlige Sklaverei. Natürlich führten die Unterdrückungen der Indianer, vom bewaffneten Eintreiben der Tributzahlungen bis zum Durchpeitschen der Sklaven, nur zu Meutereien und Empörungen, die jedesmal wieder im Blute erstickt wurden. Einmal erteilte Columbus bezeichnenderweise einem Freunde die Erlaubnis, „zum Anbau des Gutes diejenigen Untertanen des Caziken zu verwenden, denen Alonso de Njeda auf seinem ersten kriegerischen Zuge . . . die Ohren hatte abschneiden lassen“. War die spanische Kolonialbehörde schon brutal in ihrer Herrschaft über die Eingeborenen, wie benahmen sich dann erst die Privaten! Wurde doch nach Amerika auch der Auswurf der spanischen Bevölkerung gebracht. Die Spanier überboten sich in der grausamen Behandlung der Indianer. Als dieses Treiben zum Aussterben der Indianer führte, transportierte man Neger hinüber, die man aus Afrika raubte.

Die Krone sicherte sich natürlich alle möglichen Vorrechte in den Kolonien. So hatte sie dort ein Handelsmonopol. Außerdem betrachtete sie alle Minen als ihr ausschließliches Eigentum, ebenso wie alle Edelsteine und anderen Gegenstände von kostbarem Wert, auch das Färbholz. Die Krone verpachtete die Minen an ihre Untertanen, die zuerst die Hälfte, später ein Drittel, dann ein Fünftel usw. der Erträge abgeben mußten.

Als der spanische Absolutismus anfang, Appetit an überseeischen Eroberungen zu bekommen, waren seine Finanzen schon ziemlich in Unordnung. Das war den vielen Kriegen geschuldet, die Gut und Blut verschlangen und Geld, Geld, Geld kosteten. Die spanische Krone hoffte durch die Kolonialpolitik ihre Kassen wieder füllen zu können. Doch wurde sie hierin schwer enttäuscht. Bald entpuppten

sich die neuentdeckten Länder als eine Quelle von Ausgaben statt Gewinn. Diejenigen, welche im Reichtum wühlten, waren immerhin an Zahl gering. Für die ganze spanische Nation hatte die Kolonialpolitik große Nachteile. Der mühevolle Gewinn verhinderte das Aufkommen einer Industrie in Spanien, dieses mußte seine industriellen Produkte aus dem Auslande beziehen, und so floß der Reichtum aus Amerika durch Spaniens Vermittlung wieder anderen Völkern zu. Das Fehlen einer nennenswerten Industrie hat die wirtschaftliche Entwicklung Spaniens bis heute hintangehalten. Weiter haben dann die Kriege, die Folgen der Kolonialpolitik waren, das Land gänzlich ruiniert.

Das ist ein Bild aus der Zeit des Columbus. Wo bleibt die Romantik, die Poesie des Heldenzeitalters der Entdeckungen? Die Weltgeschichte wurde schon immer mit Blut geschrieben.

Fr. Wilhelm.

Ich finge den Leib, den elektrischen.

Von Walt Whitmann.

Eines Mannes Leib steht zur Versteigerung.

(Denn vor dem Kriege geh' ich oft zum Sklavenmarkt und sehe dem Verkauf zu.)

Ich helfe dem Auktionator; der Esel versteht sich nicht halb auf sein Geschäft

Meine Herren, schaut euch dieses Wunder an.

Welche Angebote auch gemacht werden; hierfür können sie nicht hoch genug sein.

Um seinetwillen lag die Erdkugel Quintillionen von Jahren ohne Lebewesen oder Pflanzen in Vorbereitung.

Um seinetwillen rollten treu und stet die kreisenden Zeitalter dahin.

In diesem Kopf das allesbesiegende Gehirn.

In ihm und unter ihm der Stoff, Helden zu bilden.

Prüfe diese Gliedmaßen, rot, schwarz oder weiß, kunstvoll sind sie gefügt in Nerv und Sehne,

Sie sollen entblößt werden, daß ihr sie sehen könnt.

Erlesenste Sinne, lebensstrahlende Augen, Mut und Wille;

Lage der Brustmuskeln, biegsam Rückgrat und Hals, Fleisch nicht schlaff, wohlausgebildete Arme und Beine,

Und noch andre Wunder im Innern.

Da im Innern rollt Blut.

Das alte, gleiche Blut! Das gleiche, rotrinnende Blut!

Dort schmilzt und schlägt ein Herz; da sind alle Leidenschaften, Begierden, Strebungen, Inbrunst.

(Meinst du, sie seien nicht dort, weil sie nicht in Salons und Vortragssälen zum Ausdruck gelangen?)

Dies ist nicht nur ein Mann, dies ist der Vater derer, die in ihrer Folge gleichfalls zu Vätern werden sollen.

In ihm harren völkerreiche Staaten und reiche Republiken.

Aus ihm zahllose unsterbliche Menschenleben in zahllosen Verkörperungen und Freuden.

Wie weißt du, wer da um die Nachkommenschaft von seinem Nachkommen auf Jahrhunderte hin betrogen wird?

(Wen könntet ihr wohl finden, von dem ihr eurerseits abstammt, wenn ihr die Spur durch die vergangenen Jahrhunderte verfolgen könntet?)

Viel Klagen hör ich oft erheben

vom Hochmut, den der Große übt.

Der Großen Hochmut wird sich geben,

wenn unfre Kriecherei sich gibt.

G. A. Bürger.

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Dannat, Bremen, Bremerhavenstraße 33. :: Verantwortlich: C. Stucke; Verleger: Karl Lütj; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Bremen, im September 1916.

An unsere Leser!

Die Reichskonferenz hat ihre Tagung beendet. Welches auch ihr Ergebnis sein mag: in keinem Falle hat sie die Spaltung der Partei verhindern oder auch nur aufhalten können. Im Gegenteil: gerade durch diese parteiillegale Aktion der geschworenen Legalisten ist die Parteisplaltung ihrer Vollendung um einen bedeutenden Schritt näher gebracht worden. Für die entschiedene Linke besteht jetzt als wichtigste Aufgabe **die organisatorische Vereinheitlichung ihrer Anhänger in ganz Deutschland**. Möglich, daß die Teilnehmer der Linken im Anschluß an die Konferenz bereits Gelegenheit nahmen, einige Vorarbeiten zu leisten. So wenig dieselben unterschätzt werden dürfen, so wenig könnte ihnen irgendwelche allgemeine Bedeutung zukommen, schon aus dem Grunde nicht, weil die Linke auf der Konferenz nur sehr schwach vertreten sein konnte, eine allgemeine Einladung an die Linksradikalen aber leider nicht ergangen ist. Die Zusammenfassung der **gesamten Linken** (Angehänger der Gruppe „Internationale“, der I. S. D., vereinzelt Gruppen etc.) das ist das Gebot dieser Stunde. Unter Wahrung der ganzen prinzipiellen Schärfe hat alles Kleinliche und Persönliche, alles Ehrgeizige und Konkurrenzlüsterne, was sich zwischen den Gruppen noch erhalten haben mag, hinter der organisatorischen Aufgabe zurückzutreten.

Die Organisierung der Linken vorzubereiten und zu fördern, vor allem: die Linke gegen die Rechte und das Parteizentrum scharf abzugrenzen, ist von Anfang an das Streben der „Arbeiterpolitik“ gewesen, und mit Stolz können wir sagen, daß sie schon heute für dieses Ziel erfolgreiche Arbeit geleistet hat. In ganz Deutschland hat sie ihre Leser und überall wird ihrer taktischen und prinzipiellen Auffassung Zustimmung zuteil, ein Beweis, daß sie schon jetzt das **geistige Band der Linksradikalen** geworden ist. Das zeigt sich auch besonders darin, daß der Duisburger „Kampf“ und der „Stuttgarter Sozialdemokrat“ zu unserer Freude eine große Reihe taktischer Artikel aus der „Arbeiterpolitik“ entnahmen und daß es uns gelungen ist, vom Genossen Mehring die Zusage zur Mitarbeit zu erhalten. Wir hoffen, daß auch die übrigen führenden Köpfe der Gruppe „Internationale“ bereit sein werden, an unserer Zeitschrift mitzuarbeiten, sobald es ihnen nur die Verhältnisse erlauben werden. Wir werden das umso mehr begrüßen, als dadurch jede weitere Zersplitterung der Linksradikalen vermieden würde.

Die „Arbeiterpolitik“ hat schon jetzt einen internationalen Stab berufener Mitarbeiter; ihre Bedeutung ist längst international geworden. Wer die Aufgaben des internationalen Sozialismus erkannt hat, wird weiter für die „Arbeiterpolitik“ und ihre Ideen Propaganda machen, wird für ihre Verbreitung sorgen und neue Abonnenten werben, wird vor allem jedem Zersplitterungsversuch innerhalb der entschiedenen Linken, der ohne Not betrieben würde, mit Energie entgegentreten.

Darum wenden wir uns in dieser für die Arbeiterbewegung bedeutungsvollen Stunde der Sammlung der Linken an unsere Leser, daß sie unserer Zeitschrift auch weiterhin die Treue bewahren und alles von ihr abwenden helfen mögen, was zu ihrem Einstellen führen könnte. An uns wird es jedenfalls nicht fehlen, die Sache des Linksradikalismus mit dem Maß von Verantwortungsgefühl zu verwalten, das die Größe und Bedeutung der Zeit von uns fordert.

Redaktion und Verlag der „Arbeiterpolitik“.